



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

-?: Georg Büchner.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Breite beigelegt, der sich 6 Meter über den Wasserspiegel erhob, und so gut innerlich und äußerlich zugerüstet, daß ihr weder die Herbststürme noch die Winterkälte einen wirklichen Schaden zufügten. Zum Glück war sie auf zwei volle Jahre verproviantirt, mit allen Mitteln für den Fall des Festfrierens und vor allen mit ausreichenden Antiscorbutien so gut versehen, daß man der Zukunft mit Ruhe entgegensehen konnte. Wenn aber auch trotz der wahrhaft sibirischen Kälte die wissenschaftlichen Arbeiten nach den verschiedenen Richtungen mit Eifer weiter verfolgt und ein lebhafter Verkehr mit den Küstenstämmen unterhalten wurde, eine gewisse Ungeduld stellte sich doch bei allen Mitgliedern ein, als das Thermometer gar nicht steigen wollte, sondern am 3. Mai —26,8° zeigte. Endlich Anfang Juli 1879 trat eine Wendung zum Bessern ein: der Schnee schwand, das Meereis erhielt Löcher, das Jahreseis löste sich vom Lande ab, am 18. Juli Nachmittags 1½ Uhr gerieth das Eis in der Nähe der „Vega“ in Bewegung, und zwei Stunden später dampfte das Schiff in die offene See hinaus und verließ völlig unbeschädigt und mit voller Mannschaft die Stelle, wo es 274 Tage festgelegen hatte.

Am 20. Juli um 11 Uhr Vormittags wurde die Ostspitze Asiens und damit das große Ziel erreicht, wonach man so lange Zeit vergebens gestrebt hatte. Das Problem der Nordostdurchfahrt war gelöst. Alle Teilnehmer sind bei voller Gesundheit und überall, wo sie landeten, mit außerordentlichem Jubel aufgenommen, kürzlich in ihre Heimat zurückgekehrt. Sie haben den Ruhm, die ersten gewesen zu sein, welche den ehrwürdigen Continent Asien-Europa in seiner ganzen Ausdehnung von circa 1 Million Quadratmeilen umfahren haben. Mögen sie sich ihres Erfolges freuen!

Georg Büchner.

Indem sich die längere Zeit hindurch herrschende und mit verschiedenen zum Theil höchst wunderlichen Mitteln aufrecht erhaltene Behauptung zu verlieren beginnt, daß die deutsche Dichtung seit Goethes Tode nichts Bleibendes und der Erhaltung Werthes hervorgebracht habe, indem sich eine gerechtere Würdigung vieler Epigonenerschöpfungen aller Orten geltend macht, kann es nicht ausbleiben, daß nun auch eine gewisse Ueberschätzung einzelner Erscheinungen, ein Bemühen Platz greift, jedes neuere Talent und jede neuere Leistung in ihrer Bedeutung emporzuschrauben. Wir haben natürlich in bestimmten Fällen

nichts gegen die Uebertragung des ganzen Apparats philologischer Textkritik auf die Herausgabe neuester Dichter einzuwenden, obschon die modernen ersten Handschriften sehr oft derart zu sein pflegen, daß ihnen die Druckcorrecturen wesentlich zu Hilfe kommen müssen und der Autor beim Zurückgehen auf seine „ursprüngliche“ Lesart nur verlieren kann. Bedenklicher aber steht es schon um die Annahme, daß um der „Vollständigkeit des Materials“ willen kein zufällig hinterlassenes Blättchen eines Dichters, der einiges Gute geleistet, ungedruckt bleiben dürfe. Jedenfalls verpflichtet der Grundsatz, alles Hinterlassene wahllos und unbarmherzig zu publiciren, die neueren Schriftsteller von einigem Ruf und Talent, alle von ihnen selbst als unzulänglich betrachteten und verworfenen Anfänge, ersten Niederschriften und unreifen Entwürfe bei Zeiten zu vernichten. Wenn daraus für die Schriftsteller der Gegenwart ein Anlaß mehr zur strengeren Selbstkritik erwüchse, so würde dies der Werthschätzung der modernen Literatur nur zu Gute kommen. Freilich glauben auch die Herausgeber, welche „alles Material“ veröffentlichen, das ihnen irgend zu Gebote steht, das tiefere Verständniß der poetischen Production zu fördern, und übersehen, daß sie, wenige Ausnahmefälle abgerechnet, mit ihren kritischen Gesamtausgaben ihre Schriftsteller in einen Kreis bannen, den man sich kaum eng vorstellen kann.

Ob diese allgemeine Bemerkung auf die neue Ausgabe der „Werke“ Georg Büchners Anwendung leide*) oder ob wir es hier mit einem der Ausnahmefälle zu thun haben, erscheint insofern zweifelhaft, als der Poet von „Dantons Tod“ schon von Haus aus nur in kleinen literarisch-politischen Kreisen gewirkt und gegolten hat und als das Interesse an seinen Fragmenten und Anläufen vielmehr social-politischer, ja wenn man das viel mißbrauchte Wort anwenden will, culturgeschichtlicher als ästhetischer Natur im engeren Sinne gewesen ist. Zwar hat sich neuerdings eine Art Büchnercultus ausgebildet, doch wenn wir daran erinnern, daß derselbe von der socialdemokratischen Partei ausgeht, welche in dem jugendlichen Poeten und Verschwörer der dreißiger Jahre (nicht ganz mit Unrecht) einen ihrer Vorläufer erblickt, so liegt es auf der Hand, daß hier von innerer Theilnahme am dichterischen Talent und von besonderem Verständniß für die vielversprechende dramatische Begabung Büchners kaum die Rede sein kann, daß die Bewunderung lediglich dem Verfasser der Brandschrift „Der hessische Landbote“ und vielleicht den Cynismen in den Dantonscenen gilt. Und so darf man jedenfalls annehmen, daß die von Emil Franzos mit großer Sorgfalt hergestellte kritische Gesamtausgabe sammt ihrer biographischen Einleitung, an

*) Georg Büchners Sämmtliche Werke und handschriftlicher Nachlaß. Erste kritische Gesamtausgabe. Eingeleitet und herausgegeben von Carl Emil Franzos. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1880.

verschiedenen Stellen und aus verschiedenen Motiven beachtet werden wird. Während es ihr wahrscheinlich nicht gelingen wird, die Bewunderung für die jugendliche Genialität in der Tragödie „Dantons Tod“ weithin zu verbreiten, so wird sie doch voraussichtlich die Augen vieler auf Georg Büchners persönliche Schicksale zurücklenken. Die auf das beste Material gestützte, sehr ausführliche, aber leider nicht völlig vollendete biographische Einleitung des Herausgebers ist wohl geeignet, die charakteristisch-originelle und doch so typische Erscheinung des frühgeschiedenen Poeten ins rechte Licht zu setzen, wenn auch keineswegs Alle die fast unbedingte Bewunderung des Biographen für seinen Helden theilen werden. In Georg Büchners Persönlichkeit haben wir gleichsam prophetisch die Kämpfe und Erregungen der nächstfolgenden Jahrzehnte vor uns. Seine frühe trotzige Wendung zu den realistischen Wissenschaften, sein skeptischer Pessimismus, seine revolutionäre Rolle, seine socialistischen Ueberzeugungen und republikanischen Träume — das alles, was nachher Tausende ergriffen und erfüllt hat, ist in den individuellen Anfängen bei ihm von Wichtigkeit und wesentlichem Interesse.

Freilich gelingt es auch der Biographie von Franzos nicht völlig, den Hintergrund, auf welchem sich dies seltsame Poetenschicksal abspielt, ganz deutlich zu machen. Als der Sohn eines tüchtigen Arztes am 17. October 1813 (einem der Schlachttage von Leipzig) in Goddelau in Hessen geboren, in Darmstadt, wohin sein Vater als Amtsarzt versetzt worden war, erzogen und unterrichtet, gehörte Georg Büchner einer gebildeten Familie an, in der es von vornherein fest stand, daß den Söhnen mit aller Aufopferung eine vorzügliche Erziehung gegeben und eine freie Laufbahn eröffnet werden müsse. Büchner bestimmte sich nach dem Beispiele des Vaters und dem innersten Drange seines Wesens für das Studium der Naturwissenschaften, er erreichte das Jünglingsalter, bevor sich die glühende Phantasie und der poetische Gestaltungstrieb bei ihm irgendwie regten, und er gehörte zu jenen eigenartigen Naturen, die eine Reihe von Illusionen bereits hinter sich haben, bevor ihnen Ideale aufgehen. Daß diese Ideale die republikanischen waren, welche im Gefolge der französischen Juli-revolution sich rasch nach Deutschland verbreiteten, dafür sorgten die Eindrücke der heimathlichen Residenz und zwei Studienjahre, welche er nach dem Wunsche seines durchaus französisch (obschon streng monarchisch) gesinnten Vaters in Straßburg, damals einem der Hauptherde des französischen Radicalismus, verbrachte. Der jugendliche Poet war nicht deutschfeindlich gesinnt, wie eine große Zahl seiner Genossen und Nachfahren. Aber ohne daß er es wußte und wollte, lagen ihm die rheinbündischen Sympathien, das wunderliche Gefühl eines gewissen Zusammenhangs mit Frankreich, das man in Südwestdeutschland vielfach bewahrte, im Blute. Büchner mag schon in seiner Straßburger Zeit mit

den Plänen und Träumen deutsch-französischer Umwälzer vertraut geworden sein, wenn er sich auch bis zu seiner Uebersiedlung nach der Universität Gießen an ihnen nicht direct betheiligt hat. Vielleicht hielt ihn der wohlthätige Einfluß einer schönen und liebenswürdigen Braut (Minna Saegle) von der Gießener Winkelpolitik und dem Frankfurter Putsch vom 3. April 1833 zurück, vielleicht sah er aus der Straßburger Entfernung die Realität der Zustände besser als nachher in Gießen selbst.

Jedenfalls erscheint die Wandlung, welche in Büchners äußerem Verhalten zu den revolutionären Plänen eintrat, höchst bemerkenswerth. „Schon als er in Gießen anlangte,“ erzählt Franzos, „war er nicht mehr derselbe glückliche Mensch, den wir bisher kennen gelernt. Nur selten ist es wohl einem Biographen Pflicht gewesen, eine so radicale Wandlung seines Helden binnen gleich kurzer Frist festzustellen und zu erläutern. Der Jüngling, der am Rhein stolzfröhlich im Glück der Liebe und der Freundschaft, in der Freude an seinen Studien, im Zauber der Natur geschwelgt, der mit so ungemeiner Entschiedenheit auch eine ungemeine Klarheit der politischen Anschauungen (?) verbunden und sich so schroff von ‚revolutionären Kinderstreichen‘ abgekehrt, derselbe Jüngling stürzt sich in Gießen, ein einsamer verbitterter Mensch, mit sich und der Welt zerfallen kopfüber in dieselbe Bewegung, die er schon aus der Ferne so richtig tagirt und obwohl ihn die Nähe nun handgreiflich gelehrt, was er in die Ferne bloß geahnt. Es ist eine Wandlung, die auf den ersten Blick verblüffend wirkt.“

Und doch — vielleicht nicht so verblüffend, als der Biograph anzunehmen scheint. Wie Georg Büchner geartet war, mußte ihn in dem stillen Gießen die tödtlichste Langeweile und der tiefste Ekel an den umgebenden Verhältnissen erfassen. Diese Langeweile und die Vereklung an einer einförmig matten, ärmlich philiströsen Existenz, wie sie seit den Befreiungskriegen als normal galt, hat damals tausende beschlichen und auf wunderliche Abwege geführt, und hilft gewiß eine Menge literarischer wie politischer Erscheinungen jener Tage erklären. Da es für Conservatismus galt, auch die schlechteste und jämmerlichste Einrichtung, ja Gewohnheit als heilig und undiscutirbar zu betrachten, so erschien naturgemäß schon das bloße Interesse an irgend welchen öffentlichen Dingen und die leiseste Verbesserungslust als revolutionär. Büchner hatte aus Straßburg gut vor revolutionären Kinderstreichen warnen können. Sobald er den kleinlichen Verfolgungen, Chicanen und aufreizenden Brutalitäten der damaligen Bürokratie gegenüber stand, wallte sein heißes Blut auf und trieb ihn, dem Verstande trotzend, vorwärts. Schon im Winter von 1833 auf 1834 war Büchner tief in die geheimen Zettelungen verstrickt, deren Mittelpunkt der unglückliche Rector von Butzbach und nachmalige Pfarrer Weidig bildete, und

in denen sich eine ideale Gesinnung und muthige Aufopferungsfähigkeit mit der unglaublichsten Verblendung über die Wünsche, Neigungen und innersten Gesinnungen des süddeutschen Volkes, speciell des hessen-darmstädtischen Völkchens, feltfam paarten. Die Kühnheit, mit welcher eine halb liberale, halb demokratisch-radicalc Agitation, unklar in den Zielen, bald kühn, bald kläglich klein in den Mitteln, betrieben wurde, täuschte über die Möglichkeit, eine Umwälzung ins Werk zu setzen und einem durch und durch monarchisch gesinnten Volke republikanische Ideale einzuflöhen. Wäre der Ausgang für die Mehrzahl der Betheiligten nicht ein so erschütternd tragischer gewesen, so würde man sich versucht fühlen, die komischen Züge in der Geschichte jener Geheimbünde und Duodezverschwörungen der dreißiger Jahre hervorzuheben. So läßt sich eben nur sagen, daß einer unglaublichen und fast frevelhaften Unklarheit, einer verhängnißvollen Geschäftigkeit ohne innere Berechtigung, die würdeloseste kleine Despotie und die armseligste Furcht gegenüber standen. Dem wirklich conservativ gesinnten, der für Erhaltung sittlich-berechtigter und entwicklungsfähiger Zustände lebt und wirkt, muß noch heute die Schamröthe ins Gesicht steigen, wenn er in Franzos' BÜCHNERBiographie liest, mit welchen Mitteln die damalige hessische Regierung die ihr drohenden Gefahren (welche natürlich gar keine Gefahren waren) bekämpfte.

Büchner suchte der ergriffenen Sache den Schwung großen Parteilebens und dem kleinen Treiben der Agitatoren und Geheimbündler eine straffe Organisation zu geben. Freilich hieß dies aus Wasser Kugeln gießen wollen — allein es bewies mindestens, daß der junge Gießner Student die Unzulänglichkeit der ganzen seitherigen Wühlerei und die Geringsfügigkeit ihrer Resultate begriff. Die Mittel, mit denen er Abhilfe zuschaffen trachtete, waren allerdings die denkbar schlimmsten: die Gründung einer neuen geheimen „Gesellschaft der Menschenrechte“, welche auf das republikanische Programm verpflichtet, und der Appell an die materiellen Interessen der gedrückten unteren Volksklassen, denen mit bewusster Lüge vorgespiegelt wurde, daß sie die ganze Last des Staates trügen, ohne auch nur einen Vortheil desselben zu haben. Der Abdruck der von Georg Büchner verfaßten und von Weidig mit einigen Correcturen und biblischen Zusätzen versehenen Flugschrift „Der Hessische Landbote“ (S. 265—281 der „Sämmtlichen Werke“) gewährt ein ziemliches historisches Interesse, insofern in dieser ältesten „socialdemokratischen“ Broschüre alle die Mittel aufgeboten sind, mit welchen bis diesen Tag der Klassenhaß geschürt und gefördert wird. Auch der Herausgeber der Büchnerschen Schriften, dem es wahrlich nicht einfällt, seinen Helden zu unterschätzen und anzuklagen, räumt ein: „Eine Schrift, in welcher eine freie edle Seele ihre tiefsten, besten Gedanken und Empfindungen ausströmt, mit der einzigen Absicht Gleichgesinnte zu stählen oder Kältere zu gleicher Gluth zu er-

wärmen, eine Schrift, in welcher nur sittliche Wahrheit und Würde waltet, eine Schrift endlich, die keine Behauptung, keine Folgerung, keine Phrase enthält, an welche der Autor nicht selbst geglaubt hätte — eine solche Schrift ist der ‚Landbote‘ nicht, und wer ihn so charakterisirt, hat ihn nicht gelesen oder aus falscher Pietät für den Verfasser gegen sein eignes besseres Wissen gesündigt — ein Drittes ist undenkbar. Denn der Charakter des ‚Landboten‘ liegt klar zu Tage: ein Pamphlet, welches nur solche Thatsachen anführt, die zur Erreichung einer bestimmten Absicht dienlich sind, andere Thatsachen, welcher dieser Ansicht gegenüberstehen könnten, verschweigt oder entstellt, und endlich auch Behauptungen aufstellt, für welche der Autor die ernstliche Verantwortung nicht übernehmen könnte, kurz ein Pamphlet von so entschieden tendenziösem Charakter, wie deren unsere Literatur nur wenige zu verzeichnen hat.“ Die sophistische und mit bewußter Lüge in die Massen hinaus geschleuderte Brandschrift wirkte übrigens im Jahre 1834 auf die Massen so gut wie gar nicht, wohl aber führte sie eine Katastrophe für ihren Verfasser und Verbreiter herbei. Durch einen erkauften Denuncianten erhielt die Darmstädtische Regierung Kenntniß über die theilhaftigen Persönlichkeiten, und obschon es diesem Denuncianten gefiel, aus irgend welchen Ursachen den Schuldigsten, Büchner selbst, zu „schonen“, brachte doch die heimlich gedruckte Ansprache an die Hessen den Verbreitern der Schrift Unheil genug. Der Verdacht der Behörden lenkte sich trotz des „wohlwollenden“ Denuncianten auf ihn, und die besorgten Eltern riefen im Herbst von 1834 den Sohn von der Universität heim. Im väterlichen Hause in Darmstadt durchlebte Georg qualvollbewegte Tage. Auch jetzt kitzelte es ihn noch, das frewle Spiel mit einem revolutionären Geheimbund (denn etwas anderes als Spiel konnte es nach der Entdeckung der besten Genossen nicht mehr sein, wenn es ja mehr gewesen war) fortzusetzen. Am Tage trieb er anatomische und physiologische Studien, begann dazwischen an seiner Tragödie „Dantons Tod“, die er schon länger im Kopfe trug, zu arbeiten, bei Nacht versammelte er ein Häuflein jugendlicher Wagehälse in einem kleinen Hause an der Dieburger Landstraße, hielt ihnen Vorträge über die französische Revolution und vereidigte sie auf die künftige Republik. Von einer ernstern Thätigkeit des Vereins konnte keine Rede mehr sein, als die versuchte Befreiung einiger Gefangnen scheiterte. Der Troß allein, der nicht nachgeben und um keinen Preis einräumen mochte geirrt zu haben, hielt Büchner bei der nutzlosen Agitation fest, der Troß und ein Bedürfniß der Erregung, das eine verzweifelte Aehnlichkeit mit der Gewohnheit des Absynthrinkens und anderen Gewohnheiten gleichen Schlages hatte. Dabei schwebte die Entdeckung und Verhaftung wie ein Damoklesschwert über ihm — er begann zu fühlen, daß es ein Wahnsinn sei, Jugend und Zukunft für ein Nichts, eine hohle Phantastik gegen eine äußere Gewalt eingesetzt zu haben, die mit hämischer Nachsicht

ihre Gegner nicht sowohl für das Vergehen gegen den Staat zu strafen, als in ihren Kerker moralisch und physisch zu zerbrechen und zu vernichten trachtete. Die Vollendung des „Danton“ sollte Büchner die Mittel für die als nothwendig erachtete Flucht gewähren, und kaum war das Manuscript an Gutzkow in Frankfurt a. M. abgesandt, so mußte sich der Dichter dem Darmstädter Amtsgefängniß durch einen raschen Entschluß entziehen. Er gelangte glücklich nach Straßburg, wo ihn der Verkehr mit seiner anmuthigen Braut und einigen Freunden und das glückliche Gefühl der ungestörten Wiederaufnahme seiner Arbeiten und Studien für die letzte schlimme Zeit in der Heimat hinreichend entschädigten. Es macht den Eindruck, als ob der Dichter, sowie er sich auf französischem, auf fremdem Boden befand, die ganze Klarheit seines Blicks und Urtheils zurückgewonnen habe. Denn er nahm an den demagogisch-revolutionären Plänen und Umtrieben keinen Antheil weiter, sondern widmete sich theils seinem naturwissenschaftlichen, theils seinem poetischen Berufe. So unzufrieden er mit den Aenderungen sein mochte, die Gutzkow und dann die Verlagsbuchhandlung (durch Ed. Dullers Hand) in seiner wilden Dantonfizzi vorgenommen hatten, so that ihm der Erfolg, dessen sich diese Erstlingsarbeit erfreute, doch sehr wohl, er begann ein Lustspiel „Leonce und Lena“, ein bürgerliches Trauerspiel „Wozzeck“, eine Novelle „Lenz“ und trug sich mit anderen poetischen Plänen. Er arbeitete fleißig, um eine feste Lebensstellung zu erringen, die ihm erlauben sollte den eigenen Herd zu gründen, und habilitirte sich im October 1836 als Privatdocent an der Universität Zürich, wo er neben vergleichender Anatomie auch Philosophie zu lesen beabsichtigte. Doch war seiner akademischen Thätigkeit eine noch kürzere Entfaltung gegönnt als seiner poetischen. Im Februar 1837 wurde der jugendlich strebende, der in Zürich auch wieder jugendlich froh geworden war, von einem tödtlichen Nervenfieber jäh dahingerafft.

Die Neuauflage seiner „Sämmtlichen Werke“ bringt das Fragment „Wozzeck“ zum ersten Male und veröffentlicht „Dantons Tod“ völlig nach dem Originalmanuscript Büchners. Dadurch werden einige Stellen dieses Gedichts, das kein Drama sondern nur die Skizze eines solchen, aber freilich eine Skizze von unzweifelhafter Genialität ist, in ihrer Schlagkraft, ihrem Pathos oder Cynismus hergestellt und erscheinen weit charakteristischer, als in den früheren Abdrücken. Das Gesammturtheil über Büchners poetische Begabung kann durch den Neudruck nicht geändert werden. Der Dichter steht zwischen Heinrich von Kleist und Grabbe mitten inne. Die Art, wie sein lange Zeit schlummerndes und von ihm selbst kaum geahntes Talent plötzlich in einer Handlung von fortreizender Lebendigkeit und charakteristischer Gestaltung sich geltend macht, erinnert an den romantischen Dramatiker und dessen Debut mit der „Familie Schroffenstein“. Auch das Heranstreifen der schärfsten Züge an die Frage und Carri-

catur würde dem Vergleich nicht widersprechen. Der Unterschied des geistigen Gehalts und der zu Grunde liegenden Lebensanschauungen ist freilich ein unermesslicher. Die Sucht, neben der Vorführung echten Lebens durch Paradoxien und geistreiche Einfälle Effect zu machen, ist wiederum Grabbe verwandt, den übrigens Büchner rasch überragt haben würde. Denn — und darauf ist das Hauptgewicht zu legen — es steckte in diesem jugendlich brausenden revolutionären Poeten ein Stück von der unbarmherzigen Wahrheitsliebe und schlichten Unmittelbarkeit des echten, gottbegnadeten Dichters, der das Leben darstellen muß, wie er es sieht. Die „Tendenz“ Büchners war ohne Zweifel eine Verherrlichung der Republik, er wollte die „große“ Zeit von 1793 in leuchtenden Bildern, mit lockenden Farben vor Augen stellen. Aber so tief er sich in die verlogenen Verherrlichungen der Schreckenszeit hineingelesen hatte — sein poetischer Sinn war rein und unbestechlich, ohne jede Idealisierung, mit vollem Leben treten uns Danton in seiner genialen Ver lumptheit und sanguinischen Zuversicht, Robespierre, der „große Unbestechliche“, in der impotenten Nüchternheit und der effigsauren Tugend seines engen Wesen entgegen, mit fast erschreckender Nacktheit und dem stärksten naturalistischen Cynismus wandelt sich in Büchners Szenen das unsterbliche Volk von 1793 zum freischenden, lastervollen, grotesken Pöbel. Ein Tendenzdrama für die Revolution ist „Dantons Tod“ nicht, man müßte denn, wie der Dichter wahrscheinlich gethan hat, die bloße wilde und farbenreiche Bewegung, den jähen Wechsel der Schicksale und den theatralischen Prunk der Revolution für so anziehend und herzugewinnend, für eine so glückliche Unterbrechung der Langeweile des Daseins betrachten, daß man vom Wunsch nach Wiederholung und eigener Durchlebung der hier poetisch festgehaltenen Szenen erfüllt würde. Aber die poetischen Qualitäten des frühgeschiedenen Dichters wird niemand verkennen, und die Fähigkeit zu sehen und das Gesehene zu gestalten, ist in der That eine so hervorstechende, daß die Verse der pathetischen Widmung an die Manen Büchners, mit denen Georg Herwegh ein paar Jahre nach dem Tode des Dichters seine „Gedichte eines Lebendigen“ einleitete, keineswegs völlig als Phrasen erscheinen. Wie freilich, auch bei längerem Leben und völliger Reife, dies dramatische Talent unserer darniederliegenden realen Bühne hätte zu Gute kommen sollen, ist nicht recht abzusehen, und insofern mag der frühe Tod dem jungen Dichter manche herbe Erfahrung erspart haben.

— ? —